

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 1 (1959)

Artikel: Begegnungen im Bündnerland
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begegnungen im Bündnerland

VON PAUL HÄBERLIN, BASEL

Im Bündner Jahrbuch 1947 erzählt Dr. Johann Joseph Jörgler in amüsanter, aber auch ergreifender Weise von einer Weihnachtsfeier in Avers um die Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Etwa zwölf Jahre später bin ich selber durch das Avers gewandert. Es war bei Gelegenheit meiner ersten Begegnung mit dem Bündnerland und seinen Leuten. Ich hatte nach einem Semester voller Gelehrsamkeit, welche nicht immer fruchtbar war, das Bedürfnis nach – wie soll ich sagen – nach Natur und Natürlichkeit. Mit einem etwas jüngeren Vetter wanderte ich von Chur durch das Schanfigg (in Castiel amtierte der mir von Mutters Seite verwandte Pfarrer Bär, den wir brandschatzen konnten), um über Strela ins Davoser Tal zu kommen. Schon vor Langwies wurde es aber finster, und wir beschlossen, hauptsächlich aus ökonomischen Gründen, im Freien, unter dem vorspringenden Dach eines Heustalles zu übernachten, was eine eher kalte Angelegenheit war. Am Schiahorn fand ich dann anderntags meine ersten Edelweiß und zugleich einen andern lieblichen Gegenstand, in Gestalt eines Mädchens, welches bei Pfarrer Accola zu Davos in Pension war und jetzt in seiner Begleitung hier oben herumstieg. Die Folge dieser Begegnung war ein verstauchter Fuß; der geneigte Leser mag sich den Zusammenhang selber ausdenken; man kann eben nicht zugleich seine Aufmerksamkeit auf ein Köpfchen und auf den Alpboden richten.

Die nächste Nacht brachten wir in einem Heustall in der Gegend von Frauenkirch zu, in den wir durch Lösen zweier Bretter der Hinterwand unbefugterweise eingedrungen waren. Am frühen Morgen – dies war nach den Pfarrern Bär und Accola mit Anhang die dritte Begegnung mit Bündner Leuten – hörten wir, daß jemand sich an der Schuppentür zu schaf-

fen machte. In der wohl richtigen Meinung, es sei der Besitzer, der uns nun zur Rede stellen würde, berieten wir leise, was zu tun sei. In plötzlicher Eingebung erhob ich ein schauerlich-tierhaft-gespenstisches Gebrüll, und der Erfolg blieb nicht aus: der Mann entfernte sich im Laufschrift, und wir konnten ungehindert entkommen.

Die vierte Begegnung geschah an eben diesem Tage, aber diesmal waren nicht wir zwei die Partner, sondern mein treuloser Vetter allein. In Filisur nämlich fand dieser, er habe nun genug – offenbar behagte ihm mein Wandertempo und mein Plan, gleichentags noch bis Samaden zu gehen, nicht recht. So trennten wir uns; ich gab ihm Grüße und das Sträußchen Edelweiß für meine Mutter mit, und er versprach, beides abzuliefern. Er hielt aber, was die Edelweiß betrifft, das Versprechen nicht, wegen der Begegnung mit einer Wirtstochter irgendwo in Alvaneu oder Surava; ihr gab der Lump meine Edelweiß.

Meine jetzt einsame Wanderung führte mich über Bergün und den Albulapaß. Zwischen Samaden und Pontresina übernachtete ich in einem Heuhaufen auf freier Flur, bestieg am andern Tag den Piz Languard und wanderte dann noch bis Sils-Baselgia. Die Wegzehrung bestand, wie jeden Tag, in einem guten Stück Käse und etwa einem halben Pfund Brot. In Sils hatte ich nun aber wirklich Lust, wieder einmal in einem Bett zu schlafen. Allein das Wirtshaus war voll besetzt. Da fragte ich ein kleines Mädchen auf der Straße, ob sie zu Hause nicht ein freies Zimmerchen hätten. Es nahm mich mit zu seiner Mutter; diese führte mich freundlich in ein sehr sauberes Stübchen mit einem ebenso sauberen Bett. Kostenpunkt am andern Morgen ein Franken. Auf dem Bord über dem Bette hatte ich übrigens ein romani-

sches Neues Testament gefunden — das war auch eine Begegnung.

Die Wanderung ging dann weiter über Maloja nach Casaccia im Bergell, wo ich nach dem Septimer Weg fragte. Eine alte Frau wies mir eine Abkürzung (è piü cürte). Von der Höhe überstieg ich dann noch den Forcellinapaß, und so bin ich ins Avers gekommen. Weil es aber noch zu früh zum Schlafen war, wanderte ich weiter bis Zillis hinunter. Aber da hatte ich nun allerdings genug; es war ein weiter Weg gewesen vom Engadin bis hierher. Doch belohnte mich eine neue freundliche Begegnung. Wieder vermittelte sie ein Kind. Ich saß müde und hungrig auf dem Brunnenrand und überdachte im verlockenden Anblick des Wirtshauses meine Vermögensverhältnisse; sie waren von den zehn Franken, die ich in Chur noch besessen hatte, in den fünf Tagen auf nicht ganz drei zusammenschmolzen und sollten noch bis wieder nach Chur reichen. Da kam das Kind, war gleich zutraulich, und wir spielten zusammen mit dem Wasser. Bald aber erschien auch die junge Mutter, und es entspann sich aus Fragen Woher und Wohin ein kleines Gespräch, dessen Schluß ihre Einladung bildete, doch in ihrem Hause — es war das Wirtshaus — zu übernachten. Ich deutete leise die erwähnten Vermögensverhältnisse an, aber sie sagte, da solle ich ohne Sorge sein, und so ging ich mit ihr. Ein herrliches Nachtessen, ein wunderbares Bett, ein währschaftes Frühstück: macht zusammen — es war «symbolisch» gemeint — fünfzig Rappen! Wenn alle Bündner so sind, dachte ich im Weiterwandern (über Domleschg und statt nach Chur über Kunkels nach Ragaz), dann ist hier gut sein. Der Eindruck hat sich erhalten und auch in Zukunft erwahrt.

Zehn Jahre später war ich nicht mehr Student, sondern Seminardirektor. Ich hatte wieder einmal genug Menschlich-Allzumenschliches erfahren und suchte für die Sommerferien einen stillen Ort für meine Frau und mich. Im geographischen Lexikon forschte ich nach einem weltunbekannten Tal und stieß auf Samnaun: etwa 300 Einwohner, ebensoviel Kühe und Rinder, ein Pferd, eine Kirche in Compatsch,

ein Wirtshaus, geführt von der Familie Carnot, und eine Schule mit einem Lehrer. Flugs schrieb ich an diesen Lehrer, ob ein Ferienunterkommen daselbst zu haben wäre, und erhielt sofort freundlich bejahende Antwort. — Wir wanderten über Davos—Flüela—Unterengadin bis Martinsbruck und dann auf einem Geißweg hinüber ins Samnaun; eine Straße bestand damals nicht; die einzige Fahrverbindung ging vom Samnaun nach dem österreichischen Pfunds. Wir wurden mit mehr als geschäftsmäßiger Freundlichkeit empfangen und verbrachten da 14 wunderschöne Tage. Zuerst waren wir einzige Gäste; dann kam ein Botaniker aus Zürich dazu, der auf die hundert Arten und Spielarten des Läusekrautes hier oben versessen war. Unserseits bewunderten wir mehr die prächtigen Edelweiß, die hier überall in den Matten standen. Höhepunkte bildeten die Besteigung des Muttler mit der großen Aussicht und dann die Patronatsfeier für den Kirchenheiligen. Zu dieser Feier waren wir, obwohl man wußte, daß wir nicht katholisch waren, extra eingeladen worden, und man hatte für uns zwei Lehnessel auf die Empore gestellt. Als wir bald darauf das Tal verließen, um über das Paznaun und das Montafun und zuletzt über das Schlappinerjoch nach Klosters weiterzuwandern, kamen die Talleute, die längs des Weges bei der Heuernte waren, herab und reichten uns die Hand zum Abschied wie einem Besuch in ihrem Heim.

Die nächsten fünfzig Jahre will ich überspringen. Sie hatten manche neue Begegnungen im Bündnerland gebracht; ich kann sie hier nicht alle aufzählen — genug, daß sie fast ohne Ausnahme von der gleichen Freundlichkeit, ja Herzlichkeit waren.

Nun bin ich im letzten Frühsommer wieder einmal in «mein» Bündner Hochtal, ins Tuors, hinaufgestiegen. Ich mußte meine Seele wieder einmal gründlich reinigen von dem Schmutz, der sich immer wieder ansetzen will, mit Namen Enttäuschung, Entrüstung, ja Ekel an der Menschheit. Wie konnte Gott seine Schöpfung, die ja sonst so herrlich und schön ist, dadurch verunstalten, daß er in sie den Menschen einsetzte, der ihren Frieden stört und, ewig un-

zufrieden, auch mit sich selbst unzufrieden, nur dazu da zu sein scheint, sich und seinesgleichen unglücklich zu machen? – Wen solche Gedanken übermannen wollen, der gehe hin und reinige sich; er suche «die Höhe» auf.

In einer Ecke des Stübchens meiner Maiensäbhütte hängt, wie in vielen anderen, ein Wandkästlein aus Arvenholz, von altersher und bis heute zur Aufbewahrung der Bibel bestimmt. Hier will ich wieder einmal nachlesen, was Gott eigentlich vorhatte, als er den Menschen schuf.

Da steht es klipp und klar: «Nach dem Bilde Gottes schuf er ihn.» Aber schon stutzt der Leser; was soll das heißen: Nach dem Bilde Gottes? Doch offenbar, daß der Mensch Gott ähnlich sein soll. Nicht wie Gott selbst, aber doch so, daß er, wenn auch auf der Ebene der Kreatur, an Gott «erinnert». Darum soll er, wie es weiter heißt, Herrscher sein über die andern Geschöpfe, so wie Gott Herrscher ist über die ganze Kreatur. Darum wird ihm «Lebensodem» zuteil oder, wie Luther übersetzt, eine lebendige Seele. Das ist aber nicht alles. Gott setzt den Menschen in den paradiesischen Garten und gibt ihm damit alles, was er sich wünschen kann; er will ihn als *sorgenfreies* Wesen, so wie er, Gott, jenseits aller Sorge steht. Er will ihn aber auch als ein *harmloses* Wesen, das nichts von Gut und Böse weiß: die Frucht vom Baum solcher Erkenntnis soll er nicht essen.

Doch jetzt, bei seinem ersten Besuch im Paradies, scheint Gott feststellen zu müssen, daß der Mensch *anders* geworden sei, als er ihn gewollt. Er hat vom Baum der Erkenntnis gegessen und damit seine Harmlosigkeit verloren; sein Platz ist nicht im Paradies; auch die Sorglosigkeit ist ihm dadurch genommen. So scheint Gottes Absicht einfach mißlungen zu sein. Der Mensch, wie er wirklich ist, erscheint als *mißbratenes* Geschöpf, als mißglücktes «Experiment» Gottes.

Aber das ist ein ungeheuerlicher Gedanke. Ist Gott ein Stümper, der nicht kann, was er will? Oder ist er blind, daß er am Ende der Schöpfungstage sagen konnte, daß «alles, was er gemacht, sehr gut» sei? Hier angelangt in dieser Begegnung im Bündnerland, in der Be-

gegnung mit der Bibel, besinnt sich der Leser. Was Gott geschaffen, kann nicht anders sein, als was er gewollt. Wenn der Mensch wissen will, was gut und was böse sei, so hat ihn Gott als einen nach solchem Wissen *Verlangenden* geschaffen. Und wenn der Mensch eben dadurch sich das paradiesische Dasein verwirkt, so hat ihn Gott *nicht* für solch harmloses und sorgloses Dasein bestimmt.

Ein Zweifel an dieser Konsequenz regt sich noch. Warum hat Gott ihn, den Menschen, dann überhaupt in den paradiesischen Garten gesetzt, wenn er nicht dafür bestimmt war? Der besinnliche Leser findet die Antwort: Gott hat ihm das Paradies *zeigen* wollen, hat ihm *zeigen* wollen, wie sein Dasein wäre, wenn er nicht *selber* wissen und also nicht selber entscheiden wollte, was gut und was böse sei – sondern dies Gott anheimstellte. Die Geschichte vom «Sündenfall» ist die dramatische Darstellung der Situation des Menschen, so wie er nach Gottes Willen *ist*: auf eigene Kompetenz der Entscheidung über Gut und Böse erpicht, zugleich aber in sich tragend die «Erinnerung», das heimliche Wissen um ein Dasein, wie es ohne diese Usurpation wäre.

Jetzt endlich, so weit gelangt, fängt der Bibelleser an zu begreifen, was es heißen soll, daß Gott den Menschen nach *seinem Bilde* geschaffen habe, zu einem Wesen, welches an Gott «erinnerte» wie eben ein Bild an das «Original». Der Mensch, welcher wissen will, was gut und was böse sei, weiß unter allen Umständen um den *Unterschied* zwischen Gut und Böse; er trägt in sich die *Idee* des Guten, auch wenn er es immer wieder verfehlen sollte in seinem Urteil und in seinem Tun. Mehr als das: er will «eigentlich» immer das Gute, auch wenn er darunter stets das versteht, was ihm gerade als gut *erscheint*. In der Idee des Guten, im Willen zum Guten ist er Gott ähnlich, ein «Bild» dessen, der das Gute *wirklich* weiß und wirklich will. Er ist aber nur Gott ähnlich, nicht Gott gleich, nur ein «Bild» – weil er ja nie wirklich weiß, sondern stets nur wissen *will*, was gut sei, und weil er nie will, was gut wäre, sondern immer will, was ihm gut *scheint*. Er «erinnert» an Gott dadurch, daß er jedesmal,

wenn er etwas für gut hält, das wirklich Gute, das göttlich Gute *meint*. Er *erinnert* aber nur an Gott, weil er nicht das Gute, sondern immer nur das vermeintlich Gute will.

Mit dem Menschen hat Gott in der kreatürlichen Welt einen Ort geschaffen, an welchem, gleich wie im Bilde, auf Gott hingewiesen ist dadurch, daß hier die Idee des wirklich Guten waltet. Sie ist gleichbedeutend mit der Sehnsucht nach dem Paradies. Immer strebt der Mensch suchend zum Guten, immer steht er sehnsüchtig vor dem Tore des Paradieses. Dies ist die Rolle, die Gott ihm innerhalb der Kreatur zugeteilt hat. Sie ist zugleich seine Aufgabe. Wenn Gott den Menschen schuf, so schuf er ein Wesen, welches durch sein Wissen um den Unterschied zwischen Gut und Böse eine Aufgabe hat, ein Wesen, dazu bestimmt, das Gute zu *suchen*. Darin besteht sein Adel, seine Gott-Bildlichkeit.

In den ersten Kapiteln des Bibelbuches begegnet uns der Mensch, wie er nach Gottes Willen *ist*. Die Reinigung der Seele kann geschehen. Wenn der Mensch *verstanden* ist, dann fallen Enttäuschung, Entrüstung, Ekel von ihr ab wie eine staubige Kruste. Sie vermag jetzt in jedem begegnenden Menschen, Freund oder Feind, angenehm oder unangenehm, «gut» oder «schlecht», den *Menschen* zu sehen, welcher immer derselbe ist in seiner Sehnsucht, in seinem Irrtum, mit seiner Aufgabe. Wie sollten wir aburteilen über ihn, wenn Gott es für gut fand, ihn als *Menschen* zu schaffen? Irrt er gar zu sehr, strauchelt er auf dem Wege zum Guten, verfehlt er seine Aufgabe, nun, so wollen wir ihm helfen. — Man muß ab und zu «in die Höhe» gehen, um den Anfechtungen des «Unterlandes» gewachsen zu sein.

Davoser Bauernhaus

So freundlich schaut hier ein Haus in das Land
mit dunklem Gebälke, niedriger Tür.
Blumen blühen hinter den Fenstern herfür
und schmücken der Laube samtbraunen Rand.

In sengender Sonne glitzert das Dach,
und blau steigt der Rauch aus schlankem
Kamin.
Aus Arve sind Stube und Schlafgemach,
uralt die Truh'n und das Linnen darin.

Doch jung ist die Frau, die am Brunnen steht
und Wäsche spült, und der Bauer ist jung,
der den Wiesen entlang zum Emdschnitt geht,
der die Sense führt mit kraftvollem Schwung.

Mit bimmelnden Schellen ein Fuhrwerk naht.
Ein Knecht lädt Kinder und Milchkanen aus.
Die Sonne sinkt, und es dunkelt der Grat:
Der Friede des Abends tritt in das Haus.

Betty Knobel